

Identität und Anpassung im Exil

König, René

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

König, R. (1989). Identität und Anpassung im Exil. In M. Haller, H.-J. Hoffmann-Nowotny, & W. Zapf (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft: Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988* (S. 113-126). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-148910>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Identität und Anpassung im Exil

René König

Es liegt auf der Hand, daß die Frage der personalen Identität im Exil auf eine schwere Probe gestellt werden muß, bei der viele auf der Strecke geblieben sind. Dazu will ich aber sofort bemerken, daß diese Symptomatik nicht auf das Exil beschränkt ist, sondern auch ohne diesen Vorgang in vielen Varianten auftaucht, wenn man sich etwa an eine neue Situation anpassen muß, die auf irgendeine Weise mit einer Ortsveränderung verbunden ist. Das ist eine durchaus allgemeine Erscheinung im Leben und findet sich bei so banalen Vorgängen wie einfachem lokalem Ortswechsel (Umzug), Stellenwechsel, Berufswechsel, Berufung an eine andere Universität u.a., jeweils in verschiedener Intensität. Das Exil hat allerdings zumeist einen speziellen Zug, der dafür konstitutiv ist, nämlich den Zwangscharakter, der alle damit verbundenen Züge verschärft, ganz abgesehen davon, daß die meisten Vorgänge dieser Art freiwillig erfolgen und nicht unter Zwang, der letzten Endes in Flucht ausartet, ja in Fluchten über Fluchten, wie ich andernorts sagte. Auch den Faktor Armut lasse ich bewußt außer acht, denn er kann sich unter zahllosen Formen darstellen, die mit dem Exil nichts zu tun haben. Nicht einmal der Zwangscharakter des Vorgangs ist allein dafür bezeichnend. Vielmehr treten ganz andere Faktoren dabei ins Spiel, die von Georg Simmel schon vor langer Zeit als die Probleme des »Fremden« beschrieben wurden. Er selber dachte dabei vor allem an den Antisemitismus. Entscheidend ist also nicht der einfache Ortswechsel, sondern die Unerwünschtheit am Ziel des Ortswechsels, kurz die Maximierung des Druckes bis zur Todesdrohung. Einer, der von außen kommt und sich im neuen Milieu niederlassen will, ist immer gezeichnet.

Das Kommen und Gehen ist also nicht der entscheidende Punkt, sondern das Bleibenwollen im neuen Milieu. Der reine »Wandervogel« ist sogar unter Umständen ein gern gesehener Gast, allerdings immer unter der Bedingung, daß er nicht auf die Dauer bleibt, sondern in einem absehbaren Moment wieder geht. Selbst ein »lieber« Gast ist um so willkommener, als man die Garantie hat, daß er zu gegebener Zeit verschwindet. Diese Spanne ist natürlich flexibel, aber es muß doch die Sicherheit gegeben sein, daß er schließlich wirklich geht.

Im übrigen muß ich bereits hier klarstellen, daß ich schon früh daran gewöhnt worden war, in neuen und fremden Milieus zu leben, so daß mir solche

Erlebnisse nicht ungewöhnlich waren, da ich mein Studium nicht im Deutschen Reich, sondern in Österreich begann, wo ich auch meine erste Begegnung mit den eigentlichen Sozialwissenschaften hatte; dazu kamen die frühen französischen Erlebnisse, die durch meine deutsch-französische Abstammung bedingt waren und teilweise in die gleiche Richtung gingen wie die österreichischen. Diese Begegnung fand zwar nicht auf dem Hauptgleis »Soziologie«, sondern sozusagen auf Nebenwegen statt, indem ich in der Hauptvorlesung von Karl Bühler über Psychologie Marie Jahoda und noch einige andere Mitglieder der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle der Universität Wien kennen lernte. Das war im Grunde meine erste Begegnung mit der modernen Sozialforschung (genau im Jahre 1925), die mich sehr beeindruckte (mehr als die Wissenschaftstheorie von Moritz Schlick, der immerfort stammelte, und seine Schüler folgten ihm genau, Empirie, Empirie, Empirie, aber er behandelte sie in durchaus theoretischer Weise, was mir nicht behagte). Davon stach die Haltung von Lazarsfeld und der anderen, die ich durch ihn kennen lernte, sehr beachtlich ab. Ich habe andernorts schon geschrieben, daß ich mir – jetzt bereits in der Emigration (seit 1937) in der Schweiz das Buch über die »Arbeitslosen von Marienthal« kaufte, obwohl mir das gar nicht leicht fiel. Damals hatte ich Paul Lazarsfeld nur sehr oberflächlich kennen gelernt, denn er war immer auf dem Sprunge und eilte von Besprechung zu Besprechung. Dann gingen wir beide in die Emigration: er früher, ich später, bis ich ihm im Jahre 1953 nach dem Kriege in New York auf der Second Avenue begegnete: ich war gerade auf dem Wege von unserem Hotel in der 97. Straße nach Columbia University; er kam gerade von da zurück. Wir standen dann ca. zwei Stunden auf der Second Avenue in einem sich überstürzenden Gespräch mitten im Verkehr und tauschten unsere Erfahrungen über unsere komplizierten Lebenswege aus. Wir beide hatten vor dem Nationalsozialismus weichen müssen, und das hat uns lange verbunden. Er war es übrigens auch, der mich darauf aufmerksam machte, und das ist eine psychoanalytische, vielleicht typisch wienerische Wendung, daß Emigration zweifellos eine schwere psychische Krisensituation darstellt.

Daraus folgt auch ohne weiteres, daß die Krise um so stärker sein muß, je mehr der Ausgestoßene unter Zwang steht, einen Ortswechsel vorzunehmen. Es ist plötzlich etwas Unheimliches um ihn; denn man versteht nicht, wie die Sympathien am neuen Ort mit dem Verlassen des Ursprungsortes verbunden sind. Und das ist im höchsten Grade der Fall beim »politischen« Emigranten. Das geht unter anderem auch daraus hervor, daß unter den verfügbaren deutschen soziologischen Wörterbüchern der Soziologie das Wort »Emigrant« zumeist nicht vorkommt, nicht einmal in meinem eigenen, nur ein verhältnismäßig kurzer Hinweis (S. 390) im Stichwortregister unter Mobilität (Berufsmobilität). Aber auch bei meinem Schicksalsgenossen Rudolf Heberle, der wie ich weder Jude

noch Kommunist war, der Schwiegersohn des großen deutschen Soziologen Ferdinand Tönnies, und trotzdem vertrieben wurde, zeigt sich diese Unterlassungssünde in seinem Artikel Wanderungsmobilität in dem Wörterbuch der Soziologie von Wilhelm Bernsdorf (zuerst 1955, 2. Aufl. 1969). Darüber später mehr. Indirekt erscheint das Phänomen bestenfalls unter dem Titel Wanderung resp. Zwangswanderung (Migration unter Zwang), ohne daß man ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuwendete, obwohl in der Periode von 1933-1945 und danach viele Millionen Menschen, durch die deutschen Armeen veranlaßt, ihren bisherigen Wohnort verlassen mußten. Gezählt wurden einzig nach 1945 die deutschen Flüchtlinge aus dem Osten.

Es liegt wie ein Tabu über diesem Problem. Während des Krieges wurde es für die Akademiker von verschiedenen Seiten, z.B. der »Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaftler im Ausland« gezählt, aber – um bei diesem Beispiel zu bleiben – selbst hier werden nur die »zählbaren« Flüchtlinge aufgeführt, d.h. jene, die bereits als potentielle Wissenschaftler irgendwo aufgelistet waren, während der ganze »Nachwuchs«, d.h. jene, die eine wissenschaftliche Laufbahn erst aufzunehmen gedachten (wie etwa Reinhard Bendix, der erst mit 22 Jahren in den USA zu studieren begann), darin nicht enthalten sind. Das gleiche trifft für mich zu, der ich zwar 1930 doktoriert hatte, aber noch nicht habilitiert worden war (was noch immer und mit Recht das wichtigste realistische Indiz für die Absicht und auch anerkannte Fähigkeit ist, eine Universitätslaufbahn einzuschlagen). Diese Existenzen sind in Wahrheit unzählbar. Man kann sie nur indirekt messen, als nach dem Kriege eine wahre Welle von Nachwuchs in die Universitäten drängte; übrigens auch von jungen Deutschen in ausländische Universitäten, z.B. wieder in die USA, aber neuerdings sogar nach Kanada und Australien, als viele zu zweifeln begonnen hatten, ob die deutschen Universitäten noch Zukunftschancen hätten, nachdem sie vor dem Nationalsozialismus so jämmerlich kapituliert hatten; auch waren die meisten Nationalsozialisten in ihren Stellen verblieben. So war wohl das Potential an Förderung der Wissenschaftler in Wahrheit nicht sehr hoch einzuschätzen, wenn man das Verhalten der meisten aktiven Professoren mit dem der Göttinger Sieben vergleicht.

Außerdem fand auch insofern eine andere Auslese während des Nationalsozialismus statt, als nur jene »überwintern« konnten, die genügend finanziellen Rückhalt hatten, um als »Privatgelehrte« leben zu können; die einzige Ausnahme von dieser Rentnerposition, die etwa für Alfred von Martin zutrifft, stellten jene dar, die sich in der Privatwirtschaft betätigten, wie z.B. Otto Stammer u.a. Vielen von diesen ist es gelungen, nach 1945 eine akademische Laufbahn einzuschlagen; aber bei weitem nicht allen, die es verdient hätten. Es gibt dabei nicht nur Kriegsverluste, sondern auch eine Unmenge menschlicher Zusammenbrüche und Verzweigungsakte, und außerdem der einfache Prozeß des Alterns, der eine

beamtete Professur ab einem bestimmten Alter unmöglich machte, während die Naziprofessoren eigentlich fast alle bis zur Emeritierung lehrten und danach eine Pension bezogen. Mein eigener Fall ist wiederum verschieden; denn in Europa eine Habilitation im Ausland durchzuführen, war praktisch unmöglich. Bei den Altnazis ist nicht von der Hand zu weisen, daß sie ganz bewußt von der demokratischen Moral ihren Nutzen zogen, ob mit innerer Umkehr oder ohne diese, muß dabei dahingestellt bleiben. So fällt auf, daß von den unhabilitierten Emigranten nur wenige an den Universitäten im europäischen Ausland auftauchten und das dann noch zumeist auf dem Umweg über andere Tätigkeiten wie etwa bei Fritz Croner, der lange Zeit in Schweden in der Angestelltengewerkschaft arbeitete, bevor er eine Lehrstelle an der Universität von Stockholm erhielt. Auch in England waren feste Stellen meist erst nach dem Kriege verfügbar. Einzig in den Vereinigten Staaten waren die Verhältnisse günstiger, insofern man da auf Einwanderer eingestellt war und da dort ein ausgebauter Studienplan mit wohldefinierten Aufstiegschancen bestand, die den langsamen Aufstieg auch für Ausländer vom Studenten zum »full professor« erlaubten. Dazu kam der Sonderfall der Türkei, die ca. 100 deutsche Emigranten aufnahm. Hier waren die schon in Deutschland beamteten Professoren auch nicht im Nachteil: sie wurden einfach »berufen«. In den meisten Ländern aber lag das Hauptproblem darin, ob ein junger Ausländer einfach finanziell solange durchhalten konnte, bis er eine feste Anstellung fand. Da andererseits die amerikanischen Universitäten für Studenten viele bezahlte Stellen anboten (auch für Ausländer), konnte dies Handicap prinzipiell überwunden werden, nur nicht in jenen Jahren, als die wirtschaftliche Lage derart schlecht war, daß das Gewicht der Arbeitslosen es für Auswärtige, d.h. Einwanderer, in der Regel unmöglich machte, eine auch nur kleine Stellung zu finden. Aber das sind im Grunde Äußerlichkeiten, wenn auch schwerwiegende, die lästige praktische Probleme darstellen, aber trotzdem grundsätzlich lösbar sind.

Andere Probleme sind viel schwieriger, nämlich solche kultureller Natur. Zu denen gehört als erstes von allen die Sprache. Hier erwies sich meine zweisprachige Abstammung ausgerechnet mit Deutsch und Französisch als ein eigentliches Handicap in jenem geschichtlichen Moment, was ich ihnen, da unerwartet, erklären muß. Im Deutschen Reich konnte ich nicht bleiben, das war ein klares moralisches Problem, in Frankreich oder einem anderen francophonen Land hätte ich zwar, da ich zweisprachig in Wort und Schrift aufgewachsen war, leicht eine Stellung bekommen können, speziell eine sofortige Einbürgerung, aber das wäre eine Entscheidung gegen meinen Vater gewesen, wozu keinerlei zu rechtfertigender Grund vorlag. So mußte ich den schwierigen Weg wählen, nämlich die Schweiz, wo ich sowohl deutsch als auch französisch lehren konnte. Aber einerseits war die Schweiz einigermaßen verschupft gegen deutsche Kulturvertreter,

weil sie zu dicht an Deutschland lag und genauestens informiert war, auch in der Aufnahmefähigkeit für das, was dort geschah. Die Schweizer beherrschten zwar die deutsche Sprache teilweise sogar besser als die Deutschen (man vergleiche dazu nur das Stilniveau Schweizer und Deutscher Zeitungen von damals), aber sie hatten von Anfang an ein differenzierteres Gefühl für weltgeschichtliche Ereignisse und einen eigentlichen Horror gegen allzu summarische Entscheidungen über Gut und Böse. Der durchschnittliche Schweizer hat ein starkes Diskriminierungsvermögen und vermeidet gern summarische Urteile. Obwohl die Schweiz eine ausgezeichnete Armee besitzt, war sie immer ausschließlich auf Verteidigung ausgerichtet. Ich habe nie ein anderes Wort in der Schweiz gehört, aus dem man auch nur ein Minimum an Aggressivität heraushören konnte, selbst wenn sie Kritik übten. Andererseits kann aber die Schweiz nicht auf eine Armee verzichten, die ausschließlich auf Verteidigung ausgerichtet ist. Daß dies nötig war, erwies sich auch darin, daß mehrfach während des Krieges große Alarmbereitschaft ausgerufen werden mußte; aber der Ernstfall trat glücklicherweise nicht ein. Wenn man sich zur Begründung der Übernahme einzelner Teile der Schweiz durch die umgebenden Länder auf die Sprache berufen wollte, dann muß man zugestehen, daß Schwyzertütsch nicht nur eine dialektal (mehrfach unterteilte) Sprache, sondern vor allem kulturell vom Schriftdeutschen total verschieden ist, insbesondere in den Nuancen. Das Schweizerische Schriftdeutsch ist sowohl dem Wortschatz nach vom »Reichsdeutschen« völlig verschieden, wie man etwa an Gottfried Keller, Max Frisch u.a. feststellen kann, als auch in seiner kulturellen Differenzierung, die ganz und gar aus der eigenen Geschichte herauswächst. Ich komme sofort darauf zurück; jetzt muß erst zusammenfassend gesagt werden, daß die Schweiz nicht nur ein Konglomerat verschiedener Kulturen darstellt, bei denen sie gewissermaßen »Anleihen« macht, sondern eine eigenständige Kultur, die von den deutschen, italienischen und französischen Großraumkulturen, die sie umgeben, völlig verschieden ist, und sie färbt ab auf den Gebrauch von drei Sprachen. Im übrigen haben zahllose Flüchtlinge der ersten Stunde das Land wieder verlassen, weil sie sich darin sprachlich nicht zurechtfinden.

Meine eigene Situation war davon ursprünglich total verschieden. Ich war, um nochmals Simmel zu zitieren, der Intention nach vom Typus des Fremden, »der heute kommt und morgen bleibt«! Ich habe keinen Moment lang meine Emigration in die Schweiz als ein Provisorium betrachtet. Auch wenn man mir nichts bot, weil ich auch nicht darum bat, so erwartete ich doch, eines Tages nach dem Kriege eine Stellung zu finden und richtete mich darauf ein. Mein letzter Wunsch also war immer die Einbürgerung gewesen. Das einzige Problem war, wie ich schon gesagt habe, daß man mir aufgrund der herrschenden Arbeitslosigkeit untersagte, bezahlte Arbeit anzunehmen. Ich erhielt einzig ein Minimum

von dem, was die Studenten für die Vorlesungen bezahlten (6 Franken die Semesterstunde, abzüglich 1 Franken, den sogenannten Staatsfranken, wie die Zürcher Kollegen sagten). Journalismus war zunächst völlig ausgeschlossen. Erst später wurde das Verbot gelockert, und ich arbeitete nach dem Kriege für viele Jahre mit dem St. Galler Tagblatt und mehreren Monatsschriften. Dagegen hatte ich mit zwei Büchern großen Erfolg, so mit meinem Sizilienbuch (10.000 Auflage), auch mit meinem Buch über Machiavelli, das schnell geräumt war, außerdem wurde meine Übersetzung der Malavoglia, des großen sizilianischen Dichters Giovanni Verga, sehr gut verkauft, dann die Übersetzung eines britischen Buches über Oscar Wilde und schließlich die politisch hochbrisanten Memoiren des Grafen Galeazzo Ciano, Schwiegersohn von Mussolini, deren Manuskript am Kriegsende in die Schweiz eingeschmuggelt worden war und von mir übersetzt wurde, nachdem der ursprüngliche Übersetzer Guggenheim vorzeitig verstorben war. Er war übrigens der Mann von Ursula von Wiese, der Tochter von Leopold von Wiese, dessen Amtsnachfolger ich 1949 in Köln wurde. Dazu muß ich noch nachtragen, daß ich außer dem Deutschen und dem Französischen auch das Italienische beherrschte, also die drei Hauptlandessprachen der Schweiz, einzig das Rätoromanische beherrschte ich nur sehr ungenügend. Als internationale Sprache kam noch das Englische hinzu. Damit kam ich ungefähr durch bis Kriegsende, vor allem seit ich als Lektor und Korrektor für das Schweizer Lexikon (1945 bis 49) arbeitete, was zunehmend mit dem wachsenden Kollegiengeld ein bescheidenes Auskommen erlaubte. Außerdem brachten mir am Anfang deutsche Freunde regelmäßig etwas Geld, das ich ihnen in Deutschland von meiner dortigen Arbeit und einem kleinen Zuschuß meiner Eltern zurückzahlen konnte. So wurde das Ziel immer realer: Der Fremde, welcher kommt und bleibt, selbst wenn die Vorbereitungszeit lang und hart war. Aber es geschah eben alles unter Kriegsbedingungen, die sich dauernd wandelten, von Provisorium zu Provisorium.

Trotzdem wagte ich auch den letzten Schritt und heiratete im Frühjahr 1947 eine junge deutsche Frau, die für kurze Zeit in der Schweiz weilte; mein Schwiegervater, der mich erst für einen Schweizer hielt, fragte seine Tochter: »Hat er Geld?« Sie antwortete wahrheitsgemäß: »Geld nicht, aber Schulden.« Im übrigen verschlimmerte sich meine Situation zugleich, indem meine Eltern von mir Unterstützung verlangten, nachdem sie vorher abgelehnt hatten, mich für die Emigration zu unterstützen, als es ihnen möglich gewesen wäre, und zusätzlich durch ungeschicktes Verhalten, meine Ratschläge mißachtend, was sie hatten, buchstäblich verspielt hatten. Als unser erster Sohn geboren wurde, erhielten wir zwar eine bescheidene Rechnung vom Kantonsspital in Zürich, bei bester Pflege, aber es war nicht einfach. Hier griffen aber jetzt, veranlaßt von Edward Hartshorne, die Amerikaner ein und beauftragten mich mit einer Vorlesungsreihe in der Bun-

desrepublik; das Honorar erhielt ich in Dollars in Zürich: kurz und gut, das Leben begann sich zu normalisieren. Ich wurde auch in Frankreich und mehrfach in Spanien (seit 1947) zu Vorlesungen eingeladen und ein kleines Buch von mir, »Soziologie heute«, wurde nicht nur in der Schweiz bestens verkauft, sondern sofort ins Niederländische, Spanische, Italienische, ja sogar ins Japanische übersetzt. Damit war eine echte Wende eingetreten, abgesehen davon, daß sich die Zahl der Studenten beträchtlich vermehrte. Ich lebte nicht im Reichtum, aber wohl in Aussicht auf einen Normalisierungsprozeß auf weite Sicht.

Wichtiger aber war ein anderer Umstand: meine Frau entschloß sich, sofort Schweizerdeutsch zu lernen, um unseren Sohn Mario von Anfang an in der Sprache heimisch zu machen, in der er sich inskünftig zu bewegen haben würde. Ihr Ziel war dabei, das Kind sprachlich zu integrieren, was auch perfekt gelang, wozu auch eine Zuehfrau beitrug, die einmal die Woche zu uns kam und ein sehr schönes und sauberes Aargauerdeutsch sprach. Das Ergebnis war schlagend: unser Sohn wurde später in Zürich eingebürgert und hatte überhaupt keine Sprachprobleme. Als der kantonale Beamte wegen der Einbürgerung bei uns erschien und sich mit Mario unterhielt, lautete sein Kommentar nur: »Die Platte ist richtig.« Leider konnten wir damals alle zusammen nicht eingebürgert werden, weil ich außer einem kleinen Lehrauftrag von 250 Franken im Monat während des Semesters keine feste Stellung an der Universität erhielt. Meine Habilitation war zwar bereits seit 1937 gelaufen, 1946 wurde ich zum Honorarprofessor ernannt, und ich hatte unterdessen eine ganze Reihe vorzüglicher Dissertationen durchgebracht, aber es war einfach keine Stellung für Soziologie im Universitätsrat des Kantons Zürich vorgesehen. Ein Ordinariat für Soziologie wurde erst 1966 eingerichtet. Die Stelle erhielt dann ein ehemaliger Student von mir in Zürich, Peter Heintz, den ich nach meiner Berufung nach Köln als Assistenten mitgenommen hatte und auch in Köln habilitieren konnte. So kam ich in die Lage des Fremden, der bleiben wollte, aber mangels von Etatmitteln gehen mußte, als ihn die Universität Köln als Ordinarius berief. Ich habe aber dafür das Privileg, den ersten beamteten Soziologen an der Universität Zürich in Köln habilitiert zu haben, was nicht allseits bekannt geworden ist, ja von manchen Stellen sogar geflissentlich verheimlicht wird; auch bei seinem verfrühten Tod wurde nicht davon gesprochen (1983). Das war auch das definitive Ende des schwebenden Einbürgerungsverfahrens, das eine Rückkehr nach Zürich selbstverständlich voraussetzte. Der Erziehungsdirektor des Kantons Zürich, mit dem ich mich beriet, erklärte mir freundlich, aber klar, daß ich unter den gegebenen Umständen mein Gesuch auf Einbürgerung zurückziehen müsse, was ich tat (ich hatte schon von mir aus einen fertigen Brief zu diesem Zweck mitgebracht). Der Regierungsrat las ihn und nahm ihn an, erklärte aber plötzlich, er wolle noch eine Aktennotiz zur Erklärung des ungewöhnlichen Vorgangs aufstellen. Viele Jahre später tauchte diese

Aktennotiz wieder auf, als unser Sohn Mario, der nach seinem Studium in Zürich seinerseits ein Gesuch auf Einbürgerung stellte, nachdem die Aktennotiz von früher wieder entdeckt worden war. Der Fremde, welcher kommt und bleibt, hatte sich damit auf zwei Generationen verteilt.

Das erhebt natürlich die Frage, wie sich die Situation für meine Frau und mich von nun an in Deutschland stellte. Man erkennt sofort, daß solche Vorgänge sich in Etappen abspielen müssen, weil das Ergebnis ja schließlich wirklich ein neuer Mensch ist. Ob ich selber umgekehrt nun plötzlich wieder zum reinen Deutschen geworden bin, möchte ich aber bezweifeln, bestenfalls bin ich als Deutscher nach meinen eigenen Vorstellungen zu bezeichnen. Da aber für verzweifelt viele Deutsche meiner Alterklasse eine fürchterliche Vergangenheit mit im Spiel ist, die für unsere Generation nicht vergessen werden kann, und ich zusätzlich nach dem Kriege vieles, was geschehen war, aus erster Quelle erfuhr, aus Polen, aus den Niederlanden und Belgien, aus Frankreich und Italien, was die ersten Eindrücke verstärkte, verblieb ich auf einer gewissen Distanz. Vor allem hatte ich – bei vielen älteren und jüngeren Kollegen – das deutliche Gefühl, daß sie jede Frage nach ihrer Vergangenheit als blanke Unverschämtheit meinerseits empfanden und mit ausgesprochen aggressiven Grobheiten antworteten.

In München traf ich endlich den von mir sehr geschätzten Alfred von Martin wieder, mit dem ich übrigens den ganzen Krieg über in brieflichem Kontakt gewesen war. Er war völlig verändert, lebhaft und direkt in der Ansprache, vor allem seine Sprache: sie war nicht gefärbt von der »Sprache des Unmenschen«, während die meisten anderen, die ich wiedersah, immer wieder bei der Diskussion die Sprache des Unmenschen durchscheinen ließen. Wie von Martin war auch mein alter Lehrer Max Dessoir, der sich von Berlin nach Homburg v.d. Höhe zurückgezogen hatte; wir begrüßten uns in alter Herzlichkeit, als hätten wir uns gestern zum letzten Mal gesehen. Er hatte auch gleich nach dem Kriege bei seinem alten Verleger Ferdinand Enke in Stuttgart seine Memoiren herausgebracht, die er mir mit einer Inschrift schenkte, die mich fast zu Tränen rührte: »Für R. K., dem Schüler, dem Kollegen, dem Freund«. Hier war die Brücke sofort geschlagen oder besser: es war, als wäre es immer so gewesen, und ich wußte einfach, er hatte in keinsten Weise nachgegeben, er repräsentierte wirklich das alte Deutschland. Das kam mir auch zum Bewußtsein, als ich in einem Buch über Goethe eine Abbildung des Theaterzettels für die Uraufführung des Faust entdeckte und darauf den Namen seines Vaters Ludwig Dessoir als Sprecher des Erdgeistes las, was den dummen und geschmacklosen Witz von Grund auf zerstörte, er habe ursprünglich »Dessauer« geheißen und dann den vermeintlich jüdischen Namen verdeutsch.

Im übrigen muß ich noch berichten, daß die Situation betr. der Einbürgerung in der Schweiz ganz anders war als in den Vereinigten Staaten, die eben von Haus

aus ein Einwanderungsland sind, die Schweiz dagegen nicht. Ein Beispiel ist Fred Iklé, der bei mir in Zürich studiert hatte und dem ich im Krieg durch meine französischen Beziehungen zur Durchreise durch die unbesetzte Zone Frankreichs verhalf, um damit den Weg nach den Vereinigten Staaten zu erreichen, wo er sein Studium in Chicago abschloß; heute ist er parlamentarischer Staatssekretär Ronald Reagans geworden, also wohl eine der höchsten politischen Prestigestellungen, die ein vormaliger Ausländer erwarten kann. Ich habe selber später, nachdem ich mehrfach Gastprofessuren in den Vereinigten Staaten innegehabt und man mir auch nahegelegt hatte zu bleiben, der Versuchung nicht nachgegeben (dem Rat meines klugen amerikanischen Freundes Morris Janowitz folgend, ich sei sicher nach dem Krieg besser am Platz in Deutschland als in den Vereinigten Staaten), um dazu beizutragen, die neue Generation im demokratischen Sinne zu erziehen, was ich dann auch wirklich als meine zentrale Aufgabe gesehen habe. Außerdem haben mir die Universität Köln und das Land Nordrhein-Westfalen einzigartig gute Arbeitsbedingungen geschaffen, wie ich schon öfters bekannt habe. Ich habe also meine Entscheidung nicht zu korrigieren gewünscht und habe mich schon seit langem definitiv auf Köln festgelegt.

Das rollt aber von neuem die Frage der Identität auf: im Grunde sind bei vielen Emigranten Fragen der kulturellen Bewertung anstelle der Forschung und Lehre in den Vordergrund getreten. Eines Abends saßen meine Frau und ich mit einigen Emigranten in New York zum Abendessen zusammen. Dabei war auch Gottfried Salomon-De la Tour; er hatte sich von Verwandten adoptieren lassen, um die französische Staatsbürgerschaft zu erwerben, später floh er dann in die Vereinigten Staaten. Was uns verband, war übrigens unser gemeinsames Interesse für Saint-Simon. Was uns dagegen trennte, war seine kulturkritische Einstellung. So erklärte er bei unserem gemeinsamen Essen über die Kultur in den USA, sie sei eine »Dienstbotenfrage«, die unbezahlbar seien, so daß jeder alle Arbeiten im Haushalt selber erledigen müsse, was natürlich zu Lasten der Kulturentwicklung gehen müsse. Diese äußerlich gesehen zutreffende Aussage wirkte allerdings entlarvend für seine spätfeudalistische Einstellung, was wohl auch die letzte Wurzel einer nachfeudalistischen oder pseudofeudalistischen Ethik ist. Diese für viele Deutsche damals (und vielleicht auch heute?) bezeichnende Werthaltung war mir, der ich im linksliberalen Frankreich erzogen worden war, zutiefst fremd und das bis heute. Das rührt als Ableger auch jene Form der Kulturkritik an, die alle Massenphänomene mit Mißtrauen betrachtet und entwertet. Horkheimer und Adorno, ersterer ein typischer Großkapitalist, verbrachten den größten Teil ihrer Emigration in dieser Kritik, nachdem sie aus der in dieser Hinsicht damals noch immer hinterwälderischen Mentalität der deutschen Kultur plötzlich nach USA versetzt wurden. Mich erinnert das an eine Szene, die ich in Arizona erlebte, als ich einen Herrn seinen Kleinlaster besteigen sah, an dessen Steuer eine rie-

sige Dogge saß. Ich fragte spontan: »Who is the driver?« Die Antwort: »Ask him!« mit der entsprechenden Handbewegung. Dahinter steht außer typisch angelsächsischem Humor die Vorstellung, daß wirklich im neuen Land jeder jede Art von Arbeit zu verrichten bereit sein muß, wenn auch als humoristische Persiflage.

Der jüngstens erschienene vorzügliche Bericht über das von Ilja Srubar in Konstanz veranstaltete Symposium über sozialwissenschaftliche Emigration 1933-1945 (Frankfurt 1988) hat sehr deutlich und für den Außenstehenden vielleicht unerwarteterweise hervorgehoben, daß viele der deutschen Emigranten sich in den USA äußerst kritisch verhielten. Das ist aber auch eine Generationenfrage, wie der Beitrag meines Freundes Reinhard Bendix zum gleichen Band bemerkt, wenn er schreibt: »Anders als meine älteren deutschgebürtigen Kollegen habe ich meine geistige Identität erst in Amerika entwickeln können.« Das heißt mit anderen Worten: er litt nicht an der europäischen Selbstüberschätzung. Mir geht es ähnlich, unangesehen dessen, daß ich genau zehn Jahre älter bin als Bendix. Aber ich habe meine entscheidenden Impulse in Frankreich erfahren, und das heißt auch auf dem Gebiet der Soziologie, so daß ich – als ich nach Amerika kam (erst seit 1953) – schon durch meine französische Erziehung darauf vorbereitet war. Somit habe ich mit Bendix vom ersten Moment an auf der gleichen Ebene diskutiert, während mir die meisten älteren deutschen Emigranten in gleicher Weise fremd waren wie die daheimgebliebenen. Im übrigen habe ich seit 1953 insgesamt 7 Gastprofessuren in den USA innegehabt, selbstverständlich mit meiner Familie, und unsere Söhne haben sich dort genauso wohl gefühlt wie wir.

Wichtiger aber als dieser Umstand ist die Entscheidung von Ulf Mathiessen in dem gleichen Sammelband von Ilja Srubar, wenn er z.B. für das »Heidelberger Geist-Milieu« den gleichen Ausdruck von der »seelischen Feudalisierung« verwendet (S. 304 ff.) wie ich selber. Dazu darf ich daran erinnern, daß ich selber zeitweise diesem selben Einfluß ausgesetzt war, aber mit deutlichem kritischen Abstand, als ich vor meiner Emigration im Verlag »Die Runde« in Berlin als Lektor arbeitete. Dieser war zentral von Stefan George beeinflusst. Letztlich liegt hier auch einer der entscheidenden Gründe, warum ich schließlich zur Soziologie abgeschwenkt bin und allen Versuchungen, mich in philosophischen Spekulationen zu verlieren, Widerstand geleistet habe. Man hat mich darum in Deutschland bis heute als einen »Positivisten« bezeichnet, was ich aber als Ehrentitel betrachte, wenn man mit Auguste Comte und Emile Durkheim vergleicht. Man muß nur den Ausdruck richtig verstehen: bei Comte heißt es »Positivisme c'est action«. Es handelt sich also um eine neue Moral! Meine Funktion in diesem Verlag, der von meinem Studienfreund Gerhard Bahlsen aus Hannover finanziert wurde, war zu verhindern, daß Wolfgang Frommel, Georgianer und Be-

gründer des Verlages, allzu »seelisch-feudalistisch« übersteigerte Bücher herausbrachte; ich habe das schon früher und auch andernorts beschrieben.

In diesen Hinsichten gibt es aber keinen Unterschied zwischen der Emigrationssituation in den Vereinigten Staaten und der in der Schweiz. Das Denken des Schweizers ist durchwegs realistisch; er ist kein Freund von Spekulationen. So hatte ich keinerlei Schwierigkeiten, mich dem Schweizerischen Lehrstil anzupassen, wie ich auch in meiner öffentlichen Antrittsvorlesung von 1939 »Vom dreifachen Ursprung der Soziologie« deutlich machte. Dabei wurde mir das Problem der deutschen Soziologie natürlich zum wichtigsten Teil. Ilja Srubar umschreibt schlagend die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, nämlich einen kritischen Standort für Gegenwart und Zukunft der deutschen Soziologie zu finden. So heißt es in seinem eigenen Artikel, den er zu seinem schon erwähnten Sammelband über die Deutsche Soziologie im Exil beige-steuert hat: »Das Interesse an dieser Problematik war kein rein akademisches, denn die Emigranten waren als Deutsche, während und nach dem Ersten Weltkrieg, gewöhnlich mit einem Deutschlandbild konfrontiert, das anklagend all die Tendenzen in der deutschen Geschichte in den Vordergrund rückt, die sich von den Staats- und Gesellschaftsmodellen der westlichen Nachbarn abgrenzen« (S. 289). Ich selber habe jüngstens einen Band herausgebracht »Soziologie in Deutschland: Begründer, Verächter, Verfechter« (Hanser Verlag, München 1987), in dem ich jene Abhandlungen zusammengestellt habe, mit denen ich in den letzten 50 Jahren die Bedeutung der deutschen Soziologie für die Weltsoziologie zu umschreiben suchte. Dies Buch stellt also genau meine Sicht der deutschen Soziologie nach der Periode der Emigration dar. Gleichzeitig sollte es mir und anderen dazu dienen, die Reste des Nationalsozialismus in Deutschland deutlich zu machen, worin ich übrigens eigentlich mit allen Emigranten – seien es jene meiner Altersklasse, die jüngeren sowie die älteren – einig bin. Das sollte den in Deutschland verbliebenen zu denken geben. Ich bin also nicht im eigentlichen Sinne heimgekehrt: dieses Erlebnis hatte ich einzig bei Begegnungen mit Menschen, die wie ich ins Exil gegangen waren und nun hoffnungsvoll in ein neues Deutschland zurückkehrten. Als wir zurückkehrten, waren wir aber alle miteinander anders als vor der Emigration. Diese hat tiefe Spuren hinterlassen.

Die Vorbereitungen für meine eigene Habilitation in der Schweiz traf ich weitgehend in Sizilien; bei der Rückkehr nach Berlin im Herbst 1937 erfuhr ich, daß an weiteres Bleiben nicht mehr gedacht werden konnte, da das Reichssicherheitshauptamt (Reinhard Heydrich) hinter mir her war (wie ich erst seit 1984 weiß). Am Hauptbahnhof Termini in Rom war ich im Juli 1937 noch vor Abgang des Zuges nach Sizilien mit Karl Löwith in nachdenklichem Gespräch auf und ab gegangen. Meine Habilitationsschrift war in diesem Moment noch nicht fertig; Löwith hatte soeben eine Anstellung in Japan erhalten. An den Kopien der

Briefe, die ich ihm damals schickte, kann ich heute noch verfolgen, wie ich Schritt für Schritt vorankam. Dann riß der Briefwechsel ab, nachdem der Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten ausgebrochen war (Pearl Harbour). Als ich 1964, also lange danach, zur Hundertjahrfeier von Max Webers Geburt in der großen Halle in der Universität Heidelberg stand, wo sich die Teilnehmer des Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie versammelten, legte mir plötzlich einer von hinten den Arm um die Schultern: es war Karl Löwith – 27 Jahre später! So trafen wir uns nach unserem letzten Gespräch von Juli 1937 in Rom, von wo aus er ins ferne Exil gegangen war. Im Grunde waren wir auch nie getrennt gewesen, denn unser Gespräch war weitergegangen während des Krieges.

Zum Anlaß dieser Jahrhundertfeier hatte ich zusammen mit Johannes Winkelmann – nachdem ich nun selber auch nach Deutschland zurückgekehrt war – ein Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie »Max Weber zum Gedächtnis« herausgegeben (Sonderheft 7, 1963, 2. Aufl. 1985), dessen Plan von Theodor Heuss, dem ersten Präsidenten der Zweiten Deutschen Republik wesentlich beeinflußt worden war. Er hatte mir vorgeschlagen (und auch die Materialien zum größeren Teil beschafft), eine Sammlung von Nekrologen und Erinnerungen von damals, als Weber gestorben war, zu veröffentlichen. Dazu kam noch ein umfangreiches Manuskript von Paul Honigsheim über Max Weber, das er auf meine Veranlassung, noch immer im Exil am Michigan State College in East Lansing (Mich.), geschrieben hatte, wo wir während meiner ersten Gastprofessur im Sommersemester 1957 an der University of Michigan zusammengetroffen waren; er starb genau im Moment der Fertigstellung des Manuskripts (am 22. Jan. 1963). Der Mitherausgeber des Sonderheftes, Johannes Winkelmann, ist einer der wichtigsten Repräsentanten der inneren Emigration, der sich ebenfalls schon lange (seit 1919) mit Max Weber beschäftigt hatte. Vereinigt waren wir alle miteinander durch die Annahme, wie ich damals schrieb, daß das Werk Max Webers »viel mehr zur Debatte stellt als eine geniale wissenschaftliche Leistung; Aufnahme oder Ablehnung seiner Ideen ist keineswegs nur eine Frage von akademischer Bedeutsamkeit. Hier steht ein Teil des deutschen Schicksals in der Welt in Frage, wobei sich entscheiden muß, ob sich die deutsche Öffentlichkeit eigentlich Rechenschaft darüber gibt. Darum scheint es uns von höchster symbolischer Bedeutung zu sein, daß der erste Präsident der Zweiten Deutschen Republik nicht nur ein enges Verhältnis zu Max Weber hatte, sondern mich ausgerechnet im gegenwärtigen Moment veranlaßte, die alten Dokumente vom Beginn der Zwanziger Jahre einer neuen Gegenwart wieder zugänglich zu machen, die vielleicht genau wie in jener fernen Minute, als Theodor Heuss den Tod Max Webers als einen kritischen Moment der Deutschen Geschichte beklagte, wieder einmal einer deutlichen Mahnung bedarf« (Max We-

ber, Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1963, S. 6).

Das ist übrigens auch die Voraussetzung, unter der ich an der Universität Köln Soziologie zu lehren begonnen habe (amtlich seit Oktober 1949, faktisch seit Anfang 1950), nunmehr mit einem lebenslänglichen Vertrag und einem neuen Paß. Das entscheidet auch darüber, wie Benita Luckmann, ohne mich zu nennen, in dem schon zitierten Band von Ilja Srubar im Sinne von Georg Simmel schreibt (auch er wird nicht genannt), daß ich »wiedergekehrt bin, um zu bleiben«, genau wie mein verstorbener großer Freund Karl Löwith (S. 327). Ich wünschte, er hätte diese Zeilen noch lesen können. »Rückkehr« unter diesen Konstellationen ist aber nicht »Heimkehr«; denn das Deutschland, das ich 1937 fluchtartig verlassen mußte, und das von heute sind nicht das gleiche Land. So sehe ich die Bundesrepublik wie ein mir völlig neues Land an, mit dessen Verständnis ich eigentlich noch immer gelegentlich Schwierigkeiten habe und voraussichtlich noch geraume Zeit in Zukunft haben werde, soweit mir noch Zeit geschenkt wird. Aber ich bin trotzdem entschlossen gewesen, es zu wagen; dazu fühlte ich mich auch der jungen Generation gegenüber verpflichtet. Mein Amtseid galt also der Zukunft — einer anderen Zukunft. Daher habe ich mein gesammeltes Vertrauen auf die neue Generation gelegt und mich während meiner ganzen Dienstzeit von 25 Jahren auf sie konzentriert, wofür hier sicher einige Zeugen vorhanden sind. Ich war mir auch bewußt, daß darin ein unübersehbares Risiko lag, denn — wie man gesagt hat — »die Gnade der späten Geburt« bedeutet keineswegs die totale Ausschließung einer spontanen Rückkehr von alten Vorurteilen! So muß ich mir sagen, daß das Vertrauen in die Zukunft des mir bekannten Teiles der jungen Generation Rückfälle nicht ausschließt, vor allem auch nicht bei Angehörigen meiner eigenen Generation. Aber ich muß heute gestehen, daß ich jener jungen Generation bisher vertraut habe und auch in Zukunft bedingungslos vertrauen kann.

Bei mir liegt die Sache also auch insofern anders als in der Aufzählung von Benita Luckmann, indem mein Fall gewissermaßen bei ihr nicht vorgesehen ist. Ich muß übrigens bemerken, daß bei Durchsicht der Nachkriegsliteratur über zurückgekehrte Emigranten mein Name so gut wie nie genannt wird. Ich schließe daraus, daß ich bei den Berichterstattern nicht willkommen war. Ich gehörte in der Tat keiner der Côtérien von damals an. Vielleicht bin ich auch darum nicht nach Deutschland im alten Sinne zurückgekehrt, sondern wirklich und hoffnungsvoll in ein neues Deutschland, und noch dazu mit einer deutschen Frau, und habe mich bemüht, an der Gestaltung einer neuen Welt mit allen Kräften mitzuarbeiten.

Klarer ist aber wohl, daß ich als ein anderer Mensch nach Deutschland gekommen bin. Ein »anderer« Mensch »kehrt« aber nicht »zurück«, sondern er geht

voran und er kommt voran und muß sehen, daß er akzeptiert wird. Das geschieht aber nicht ohne Belastungen. Denn die vielen jüdischen Freunde, die ermordet wurden, kann ich nicht vergessen; ich kann bestenfalls unter Vorbehalt verzeihen. Neutralität in diesem Sinne habe ich im Exil in der Schweiz gelernt, ich habe sogar von ihr profitiert, denn man hat mir vertraut. So gab man mir einen Lehrauftrag an der 1942 gegründeten polnischen Universität in Winterthur für die Angehörigen der 2. Polnischen Division, die im Frankreichkrieg in die Schweiz übergetreten war. Meine ganze Existenzsicherheit heute geht zurück auf das Schweizer Vertrauen, das man mir geschenkt hat, als man mir mit völliger Selbstlosigkeit half. Es ist auch das Land, in dem man mich beruhigt hat, wenn ich allzu ungeduldig wurde. Aber das heißt auch, daß im Grunde auf eine erste Emigration am Ende eine zweite erfolgt ist. Ich bin also kein Heimkehrer im einfachen Wortsinn, sondern ich bin als anderer Mensch, der ich in der Schweiz geworden bin, in ein neues Land gekommen.

Andererseits kam ich aber auch nicht zurück, wie ich früher gewesen war; denn ich habe meine Beziehungen zur Schweiz behalten. Unser ältester Sohn ist schon lange Schweizer Bürger geworden und wir freuen uns darüber. Wir haben auch unsere Beziehungen zu Amerika behalten, das uns aus einer hoffnungslosen Armut befreite, und ich habe eine Reihe von Forschungen auf den Indianer-Reservaten in Arizona durchgeführt, die manches beigetragen haben zur Lösung dieser schier unlösbaren Probleme. Schließlich ist auch meine französische Abstammung an mir hängen geblieben. Sie ist sogar mit den Jahren stärker geworden, da sie sich auch auf andere romanische und lateinische Kulturen erweitert hat. Und zwar hat diese tiefe Verwurzelung in meiner frühesten Kindheit begonnen, da mein Vater als Ingenieur regelmäßig in Spanien, Italien und Nordfrankreich arbeitete, während die Verwandtschaft meiner Mutter in Paris zu Hause war. Kurz und gut, und das ist das Ende einer langen Geschichte, ich betrachte mich heute als Europäer mit einer wesentlich mediterranen Ausrichtung.